

**Manuela Moenikes: Beruf: Journalist.  
Freie Mitarbeiter in lokalen Zeitungen**

Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2001 (Reihe Forschungsimpulse für die Praxis), 150 S., ISBN 3-531-13471-X, DM 39,80

Der Terminus ‚Freiheit‘ wird im Zeitalter neoliberaler Globalisierung mehr und mehr zum Schimpfwort. Im Bereich deutscher Journalismus ist er das schon lange: Die freien Mitarbeiter sind so ziemlich der ‚Mülleimer des Pressewesens‘. Wenig Honorar, dafür umso mehr Stress mit ihrerseits gestressten Redakteuren. Dass etwa der Axel-Springer-Verlag kurzerhand 80 Pauschalisten an die Luft setzen wollte, weil sie sich die Urheberrechte an ihren Texten für die Verwendung im Internet nicht für ‚ein Appel und ein Ei‘ abschwatzen lassen wollten, sagt einiges über die Arbeitsverhältnisse; die Holtzbrink-Gruppe möchte ihren Fotografen für den selben Zweck auch nicht viel zahlen. Man trifft sich vor Gericht.

Es sagt wohl alles über die großen Verlage, dass ausgerechnet das Bunny-Blatt *Playboy* in der Autorenszene hoch gehandelt wird: vernünftige Bezahlung, menschliche Behandlung, Tugenden, die nicht weit verbreitet sind. Aber während Mitarbeiter überregionaler Blätter wie *Frankfurter Allgemeine Zeitung* oder *Zeit* die Nase hoch tragen, weil sie ab und zu ihren Namen in der Zeitung lesen dürfen, haben die alltäglichen Kärner in der Regionalpresse das Nachsehen. Zu Honorarsätzen im ‚Sweatshop-Kinderarbeitsniveau‘ schaffen sie täglich Nachrichten aus dem Umland ran, für Redaktionen, in denen ein Angestellter mittlerweile nicht mehr nur den Text redigiert, sondern gleich die Bilder scannt und das Layout besorgt. Dem Anzeigenkunden ist's egal.

Die Autorin Manuela Moenikes, Journalistin beim Radio Hochstift in Höxter, hat sich nun in einer kleinen Studie den Kellerkindern des Journalismus, den „Feierabendjournalisten“ (S. 10) zugewandt. Am Beispiel der freien Mitarbeiter im Paderborner Lokalteil der *Neuen Westfälischen* (Ende 1996: 7.648 Exemplare) lassen sich die typischen Trübsale der ca. 90.000 freien Schreiber studieren. Das Schlimmste für sie ist die Redaktion: Die meisten regen sich darüber auf, wie ihre Texte bearbeitet und hinterher gedruckt werden. An zweiter Stelle kommt die Bezahlung. Punkt drei der Beschwerdeliste: Die Texte werden gar nicht abgedruckt. Meist reichen die Autoren ihre Artikel unverlangt ein, also haben sie keine Versicherung gegen Honorarausfall oder Nichterscheinen. Zum Schluss nervt sie die Konkurrenzsituation mit anderen. Hier ist der Hauptgegensatz zwischen Profis und den Gelegenheitsschreibern zu benennen: Die Profis werfen den anderen vor, sie seien ungeübt und nähmen ihnen zudem die Themen weg, die Hobbyisten hingegen klagen, die Profis tauchten zu oft in der Zeitung auf.

Aber Abhilfe, und das erhöht den Gebrauchswert von Moenikes Arbeit, wird auch bereitgestellt. Bei der *Neuen Westfälischen* etwa gibt es im Kulturteil einen Stammtisch, bei dem sich ein Redakteur zumindest alle paar Wochen mit seinen

Zuarbeitern trifft. Ab und zu zusammen einen trinken gehen, kann spezifische Probleme lösen, so simpel das klingt. Ein brauchbarer Tipp.

Erschreckend ist, dass sich viele Autoren freimütig als Lobbyarbeiter verstehen – ihre Motivation, Artikel zu schreiben, beruht allein darauf, PR für Vereine, Parteien oder beides zu leisten. Ein Sachverhalt, der mit Sicherheit nicht auf Lokalzeitungen beschränkt ist. Nehmen wir mal das Beispiel des *FAZ*-Redakteurs Udo Ulfkotte. Der flog auf Kosten des Ölkonzerns Shell nach Nigeria und fand alles toll, obwohl Shells Engagement im armen Land mit ‚Ausbeutung‘ nur unzureichend beschrieben werden konnte. Diese Form von Pressefreiheit ging denn doch kritisch durch die Medien und Ulfkotte verlor auch noch einen Prozess gegen einen Anti-Shell-Aktivistin (siehe *taz* vom 19.6.01). Egal: Bald darauf veröffentlichte ausgerechnet der *FAZ*-Autor ein Buch über „Medienlügen“.

So wundert’s wohl kaum, dass es im Kleinen nicht anders ist. ‚Pressefreiheit‘ erhält so den oben herbeizitierten Beigeschmack: Im neoliberalisierten Wirtschaftsbetrieb Zeitung bezeichnet sie denn oft genug die Freiheit, sich keine Distanz zum Gegenstand zu erlauben.

Jürgen Kiontke (Berlin)